



Magdalena Jagelke, 1974 in Polen geboren, lebt seit 1986 in Deutschland. Sie hat Amerikanistik studiert und danach einen Master der Bibliotheks- und Informationswissenschaft erlangt. Veröffentlichungen in Print und elektronisch. Mutter eines Sohnes.

Verlag Voland & Quist GmbH, Dresden und Leipzig, 2018
© by Verlag Voland & Quist GmbH

Korrektorat: Kristina Wengorz
Umschlaggestaltung: Stephanie Wunderlich
Satz: Fred Uhde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.voland-quist.de



MAGDALENA
JAGELKE

**EIN GUTES
VERBRECHEN**

Die Handlung und alle Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen wären rein zufällig.

Vorbemerkung der Autorin

Protagonistinnen und Protagonisten in Extremsituationen, von Schakalen, Hunden, Wölfen, Gazellen, Bären oder anderen Tieren aufgezogen, in den Kellern der Welt zu Hause, als von der Wissenschaft dokumentierte Fälle oder in der Kunst. Ein bekanntes Beispiel aus dem deutschsprachigen Raum ist Kaspar Hauser.

Werden wir, auf welche Art auch immer, verletzt, dann schreit es in unseren Köpfen, es geht mit uns durch. Doch so wollen wir nicht bleiben, wollen anerkannt werden, dazugehören, um jeden Preis.

Magdalena Jagelke, im August 2018

»Suis-je né trop tôt ou trop tard?
Qu'est-ce que je fais en ce monde?«

aus: Paul Verlaine, *Gaspard Hauser chante*

Mein Name ist Princesse, und das ist die Wahrheit.
Ich habe meinen Selbstmord überlebt.

Ich stand im nach Tod stinkenden Morast, hatte Angst, darin zu versinken. Ich schrie ob der hellen Sonne am Himmel. Ich stellte mir vor, wie es sein würde, wenn ich aufwachte. Die Sonne würde scheinen. Vögel würden singen. Mutter würde da sein und wäre freundlich wie noch nie. Ich würde anders sein, ein Käfer vielleicht oder ein Blatt am Baum.

Manchmal mache ich einen Umweg. Ich horche auf das Rascheln zwischen meinen Stiefeln. Dem an mir vorbeitrippelnden Hund an der Leine tropft es aus der Schnauze. Gelbölige Spucke. Der Hund hustet in den Blätterhaufen, dann kackt er auf die Blätter. Die Blätter wirbeln auf.

Ich sitze am Fenster und pfeife vor mich hin, eine Melodie aus meinem Kopf. Ich beobachte die Fliegen. Sie schlagen sich um die Krümel von den Keksen, die ich vorher aß.

Noch immer schaue ich durch die Scheibe in den Regen. Dort ist es grau, sind konturenlose Schatten.

Die Sonne hängt neben einem Firmenlogo, um das Licht herum versammeln sich die Wolken.

Die Sonne sticht ihre Strahlen in den Himmel. Mit den Pfeilen im Herzen schreit der Himmel auf.

Einmal sagte Mutter, die Arbeit sei getan. Dass sie die Rosen niedergemetzelt habe. Ich fragte sie, was für Rosen und warum. Sie antwortete:

»Da war Ungeziefer. Überall solche Würmer.«

Mein Schnaufen, das Pulsieren überall in meinem Körper und der Gestank, der Schweiß unter den Achseln.

Ohne Schweiß kein Preis, bläute Mutter mir ein, und dass nach einem Gewitter ein Regenbogen kommt.

Wenn ich zurückblicke, erinnere ich mich an die Hunde. An den Mond, an die Milch, die glühende Sonne und schreiende Blätter, an die Banknoten, die Mutter mir schickte, und an Mutters Lied. Jene Musik in meinem Kopf.

Steckte Mutter früher ihr Haar hoch, war ihre weiche Haut besser sichtbar. In ihrem Gesicht steckten grüne Augen, die Männer starrten sie an, piffen ihr hinterher.

Schneite es, zog sie mich zu sich auf den Schoß, und wir hockten am Fenster, vor dem die Flocken tobten. Mutter erzählte von dem Tag meiner Geburt, dass sie unter Schmerzen einen Sturm beobachtete und dass sie mir, als ich schließlich auf ihrer Brust lag, vorsang. Und dass sie an Gott dachte, während sie so sang.



Mutters Mutter besuchte uns manchmal. Sie legte nie ihre Jacke ab. Unter der Jacke versteckte sich ihr Seelentier. Ich fürchtete mich vor diesem Tier.

Großmutter war ein Tier.

Vater ist Soldat, von ihm lernte ich, wie man schlaffe Säcke boxt. Er scheuchte mich durch das Haus. Mach dies, Tara, hol das.

Mutter kochte selten und nahm mich kaum in den Arm. Sie tanzte auf den Illustrierten, die für Hausfrauen gedruckt werden. Erst verließ sie Vater und später mich, sie sagte:

»Du bist alt genug«,

griff nach ihrem Mantel und ging einfach aus der Tür.

Dass dies das Beste gewesen sein soll, was sie mir antun konnte, erfuhr ich erst später. Anfangs war ich wie taub. Ich lief von einer Ecke zur anderen, weinte im Zimmer, mit dem Regen, der vor den Fenstern lärmte, ging wie auf Scherben, zog die Vorhänge auseinander, und der Mond fiel über mich herein mit all seinen dummen Mysterien. Dem Mond beichtete ich meinen Kummer. Zum Trost drückte der Mond mich mit seinem Glanz. Doch konnte ich nicht aufhören zu weinen, wollte nachts nicht

schlafen. Tag und Nacht vermischten sich, und ich saß im Zwielflicht vor einer Packung Rasierklingen. So stellte ich mir den Tod vor. Etwas, das einen aus dem Vorher in ein Nachher reißt.

Ich sah meine Seele sterben, doch Engel bastelten mir schon eine neue. Erst wenn Engel aufhören zu basteln, geht es mit allem wirklich zu Ende.

Das Geld, das Mutter daließ, teilte ich mir ein. Ein paar Münzen nahm ich jeden Tag mit zur Schule. Ich freute mich auf das Kantinenessen. Im Unterricht schrieb ich mit, als ob nichts wäre, als wartete Mutter im Vorort auf mich. Ich meldete mich, schrieb die Lösung an die Tafel.

Ich hoffte, dass man mir nicht ansah, dass Mutter mich verlassen hatte. Fragte man mich, wie es Mutter gehe, entgegnete ich:

»Gut.«

Ich lud die Mädchen nicht zu mir ein. Wir verabredeten uns zum Lernen in ihren Wohnungen. Ihre Mütter waren fürsorglich, schauten ins Zimmer und brachten Kekse. Das fand ich übertrieben, aufgesetzt und eigenartig.

Die Mütter beharrten darauf, mich nach dem Lernen nach Hause zu fahren, das war der Gipfel. Weit vor meinem Block sagte ich:

»Es ist hier. Stopp, bitte!«

Ohne Danke zu sagen, stieg ich aus dem Wagen.

Mutter schickte mir eine Aufstellung der Kosten, die anfielen, bis ich volljährig sein würde, unterschrieben mit *Viel Glück, Liebes*. Der Umschlag trug keinen Absender. Sie überwies die Miete und ein monatliches Budget zum Leben.

Aus der Ferne sorgte sie für mich. Trotzdem spürte ich das Band zwischen uns ganz nah. Es flatterte in der Luft und zwischen den Bäumen in der Welt.

Kurz nach ihrem Verschwinden betrat ich Mutters Zimmer. Als wäre sie gestorben, um es zu lüften, Staub setzte dort schon überall an.

Ich entsorgte ihre Kleider, brachte die Tüten zur Altkleidersammlung, bevor der Stoff verblich, bevor die Motten alles fraßen.

Dinge, die keinen Wert mehr hatten. Ich verkaufte Mutters Schmuck und bereute es nicht.

Jeder Quadratmeter der Wohnung war nun kostbar. Den Platz brauchte ich für mich und meine Gedanken. Ich musste alles neu ordnen, auch Mutters Platz in meinem Kopf.

Manchmal hasste ich es, allein zu sein. Dann pinkelte ich auf das Geld, das Mutter mir schickte, ließ es auf der Heizung trocknen, ging ins Einkaufszentrum und zahlte damit das Brot.

Geld stinkt. Und die Erde dreht sich weiter. Sie bleibt auch dann nicht stehen, wenn Mütter verschwinden oder Revolutionäre Mühlen in Brand setzen.

Im Winter taut Schnee, aber sehr langsam. Betrachte ich ihn, wird es warm um mein Herz. Manchmal weiß ich nicht, wohin mit meinem Herzen. Wohin mit den Empfindungen, die mich übermannen.

Damals gesellte ich mich zu den Jungen, die abends vor dem Block standen, schaute zu, wie sie ihre Hunde aufeinanderhetzten. Sie ließen sogar Hühner gegen die Hunde antreten. Die Hunde rissen die Hühner auseinander. Das Blut der Hühner schimmerte im Halbdunkel in dem von einer Glühbirne beleuchteten Raum im Keller. Der Duft, den das Blut verströmte, drang über das Fenster hoch.

Je weiter oben man wohnt, desto schwächer die Gerüche. In den oberen Stockwerken ist man dem Himmel näher. Gott näher, den der Gestank der Welt nichts angeht. Gott hat seinen Himmel, den Menschen überlässt er die Wälder.

Man kann in den Wald gehen und die Luft dort einatmen, aber man darf kein Holz sammeln. Wohnungen sind mit Heizkörpern ausgestattet, ihnen fehlen Kamine. Ich fürchte mich vor der Firma, die die Heizkosten kassiert.

Es vergingen Werkstage, Wochen, Jahre. In den Straßenecken häufte sich der Müll. Am Wochenende machte ich Windowshopping, ging ins Kino oder ins Theater.

Die Menschheit bleibt ein Ordner voller Adressen. Wild geht es nur noch im menschenleeren Raum zu, auf unentdeckten Planeten, wo Leben in den Tiefen schlummert. Während man vor sich hin sinniert, geht die Sonne unter, die Dunkelheit streckt ihre Klauen aus. Die Geister kriechen aus ihren Löchern.

Ich verriegele die Tür und stelle das Weinglas ab, chatte unter einem Nickname mit Leuten in der ganzen Welt. Alle beschäftigen sich mit denselben Fragen. Alle drehen sich im Kreis. Alle schwimmen mit dem Strom.

Dagegen, dass ich auf Formularen eine Nummer bin, protestiere ich nicht. Ich beschwere mich noch nicht einmal darüber, dass hier im Vorort die Hunde bellen. Ich schließe das Fenster nicht, benutze keine Ohrstöpsel.

Der Vorort, in dem ich wohne, liegt in einem Länderdreieck in Westeuropa. Dass er trotzdem nicht der Nabel der Welt ist, weiß ich, seit ich in Gent eine Scheibe Brot probiert habe. Das Brot war so lecker, dass ich mich dafür schämte, mein Roggenbrot jahrelang beim selben Bäcker gekauft zu haben.

Als ich einmal von einer Ausstellung erfuhr, rief ich Vater an, in seiner Kaserne in der Nähe Russlands, ich sagte Napoleon in den Hörer. Vater beantragte Urlaub. Vor Napoleons Portraits salutierte er nicht nur innerlich. Ein anderes Mal rief ich Vater an und fragte ihn nach seiner Meinung zu all den Dingen, die mir oft den Feierabend verdarben. Dass es in meinem Herz so leer war wie im Postkasten, wie das sein konnte, was es bedeutete. Ich fragte ihn um Rat.

»Denk nach, Mädchen. Willst du lieber einen Briefkasten voller Briefbomben haben?«, fragte Vater.

Ja, flüsterte es in mir.

Es war schon immer besser, Vater nach dem Mund zu reden. Er wird schnell wütend, und das ist nicht gut für ihn. Er leidet unter hohem Blutdruck und soll sich nicht aufregen. Außerdem lohnte sich Ärger mit Vater nicht, damals wie heute. Er war meine Option, falls es alles nicht geklappt hätte. Dann wäre ich in die Kaserne ausgewandert, hätte bei den Militärs gelebt bis zu meinem Lebensende. Dass ich zu ihm ziehen sollte, schlug Vater vor, als er von Mutters Verschwinden erfuhr.

Ich hatte es ihm erst gesagt, als die Trauer verflohen und das erste Geld angekommen war.

Seltsam, wie Vater mir immer wieder Trost spendet, ohne dass er mich tröstet, allein dadurch, dass er Soldat ist. Ich stehe vor dem Spiegel und sage zu dem Spiegelbild:

»Du Soldatentochter.«

Ich stelle mir vor, dass Generäle unten stehen und meinen Briefkasten bewachen, die Geschosse abfangen.

Soldaten vor den Briefkästen, nicht nur vor meinem, das wäre wahrer Schutz, eine Revolution.

Die Zeit bis zum Abitur brachte ich lernend und sparend zu. Schließlich rechnete ich das Geld durch. Es würde für das Studium reichen – und für ein Auto. Den Führerschein hatte ich mit siebzehn schon in der Tasche.

Mit achtzehn kaufte ich einen gebrauchten Volvo.

Der Volvo kostete nur sechstausend, er war silberfarben und hatte abgewetzte Stoffsitze. Ich hielt dem Autohändler das Geld hin, er dankte mit einem Lächeln.

»Viel Spaß damit.«

Ich grinste zurück.

»Danke.«

Ich befestigte den Autoschlüssel an meinem Schlüsselbund und stieg ein.

Vorschriftsgemäß fuhr ich in Richtung Vorort. Zunächst mit fünfzig Kilometer pro Stunde, dann mit dreißig im Vorort, als ich auf den Parkplatz hinter dem Block zufuhr. Ich wunderte mich, dass nichts frei war, drehte mehrere Runden. Dann fand ich doch eine Lücke, in der Straße am Einkaufszentrum. Ich manövrierte den Volvo zwischen die beiden Wagen, die dort standen, stieg aus und schaute nach. Es war sehr eng. Trotzdem schloss ich die Türen ab, ließ ihn einfach so dort stehen.

Ich ging nach Hause, setzte mich vor den Fernseher und konnte nicht aufhören, an den Volvo zu denken. Mir war unwohl bei dem Gedanken, Verantwortung zu tragen, wenn auch nur für ein Blechkonstrukt mit dem Logo Volvo darauf. Ich war wie meine Rabenmutter, ich war eine Blechrabenmutter, eine, die vergisst, dem Baby Benzin zu geben.

Am nächsten Morgen wachte ich auf, und er fiel mir sofort wieder ein. Der Volvo. Ich sprang aus dem Bett.

Er stand noch dort, wo ich ihn geparkt hatte. Die anderen Autos waren fast alle weg, es musste ein Werktag gewesen sein. Doch an der Windschutzscheibe steckte ein Zettel, der Hinweis, mein Parkverhalten würde angezeigt.

Ich stieg ein. Weg, dachte ich nur. Das Kind in den Brunnen schmeißen.

Lästige Babys verschwinden hinter Klappen, aufsässige Hunde gibt man in einem Heim ab. Meinen Volvo bin ich auf einem Schrottplatz losgeworden. Unter Wert, so eilig hatte ich es, die Last von mir abzuschütteln.

Dann stieg ich in den Bus, fragte mich, wen anrufen, ich hatte das Bedürfnis, über das Volvo-Problem zu reden. Es fiel mir niemand ein. Ich erzählte

es dem Busfahrer. Er sagte, ich sei nicht die Erste, die falsch geparkt habe.

Kein bisschen getröstet stieg ich aus dem Bus, es dämmerte bereits, ich drehte noch ein paar Runden zu Fuß, denn ich hatte keine Lust, in die Wohnung zu gehen. Ich hockte auf der Treppe, bis der Mond zu glitzern begann. Ich wartete auf die Jungen mit den Kampfhunden an den Leinen, doch sie ließen sich nicht blicken, und von da an nahm mein Problem überhand.

Irgendwie schaffte ich es trotz allem, mich am nächsten Morgen aufzuraffen. Ich hing in der Küche vor dem nicht gedeckten Tisch. Ich zwang mich, Wasser in den Automaten zu schütten, schaute, wie sich der Becher langsam füllte. Bevor ich aus dem Haus ging, aß ich eine Scheibe Brot, sie war mit Käse und Gurkenscheiben belegt. Ich fuhr mit dem Bus zur Universität.

Mit meinen Gedanken nicht bei der Sache saß ich im Seminarraum, hoffte, die Anzeige wäre verschwunden, auf eine Art vergessen, von Geister Hand zerstört. Doch musste ich lernen, dass nichts einfach so verschwand. Mein Gehirn speicherte das Datum. Ich weiß noch, dass es ein Dienstag war. Mein Gehirn weiß noch genau, was ich an jenem Tag gemacht habe.

Nach dem Seminar saß ich in der Bibliothek, später im Universitätspark. In meinem Kopf sausten die Formeln, über mir lärmten die Vögel, und ich richtete mich auf, um dem Lärm zu entfliehen. Doch die Vögel waren überall. Sie kreisten über der Stadt, kreisten über der Welt. Nach der Vorlesung saß ich im Bus und hoffte, die Vögel würden nicht durch die Decke brechen.

Bevor ich in die Wohnung ging, kaufte ich Knabberzeug. Mein Gehirn weiß noch, dass es Salzstangen waren, außerdem Kaubonbons und mehrere Dosen Cola.

Mein Gehirn weiß auch noch, dass an der Treppe ein Fahrrad lehnte, obwohl ein Schild das Abstellen von Fahrrädern verbot. Ich betrat den Flur und knipste das Licht an. Im Briefkasten steckte ein schmaler Umschlag. Ich riss den Brief auf und fand den Absender. Die Polizei. Eine Aufforderung, in der Wache zu erscheinen.

Denke ich an die Unterredung mit den Polizisten zurück, wundere ich mich, dass mein Körper immer noch so zittert.

Stark geschminkt, im Minirock, von Angst ergriffen und dem Weinen nahe saß ich vor den Polizisten und beteuerte meine Unschuld. Die Wor-

te Strafe und Gefängnis huschten durch meinen Kopf.

Ich glaubte, mich verhört zu haben. Nur ein Strafzettel.

Einer der Polizisten lachte auf, der andere bestätigte, dass ich mich nicht verhört hatte. Der andere sagte schnippisch, ich hätte Glück gehabt. Ich nickte.

»Sicher.«

Ich zahlte die Strafe, dann hieß es, ich könne nach Hause gehen. Ich nickte.

»Pass in Zukunft besser auf, Mädchen.«

Wieder nickte ich.

Vorher war ich nicht so ängstlich. Ich öffnete die Briefe und las sie einfach. Ich wertete die Inhalte nicht, ich dachte mir: Was soll's, dann rufe ich Vater an, er wird mir schon helfen.

Doch nach der Sache mit dem Volvo ist mir klar geworden, dass auch Mädchen wie ich zur Rechenschaft gezogen werden. Dass auch Soldatentöchter Vorschriften brechen können. Ich sah mich plötzlich in anderem Licht. Ich war nicht mehr unschuldig.

Die Tochter eines Militärmanns konnte doch eigentlich nicht anders als perfekt sein. Engelsschön, folgsam und still. Das alles war ich nun nicht mehr.

Am Abend kochte ich und nannte es Verbrechersuppe. Als ich morgens aufwachte, kitzelte die Sonne meine Verbrecherstirn. Ich stand auf, knipste den Fernseher aus, ich musste beim Spätfilm eingeschlafen sein, ging in das Badezimmer und wusch meine Verbrecherhände.

Mein Körper verschwindet manchmal. Man könnte Nadeln in die Haut stechen, der Schmerz ist nicht spürbar, wenn der Körper nicht mehr da ist.

In solchen Momenten sehe ich nur Weiß. Ein Weiß wie das der Badezimmerkacheln. Es blitzt auf in mir. Ich laufe lieber auf kalten Kacheln als auf weichen Teppichen. Flauschige Teppiche stinken mit der Zeit. In Teppichabteilungen von Möbelhäusern kriegt man kaum Luft. Muff.